Umfang acht Seiten

Einzelbezug 15 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Pfalzburg 3524 / Anzeigen-Annahme :-: durch den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus :-:

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahrsbezug 1,50 Mark / Halbjahresbezug 3,— Mark / Jahresbezug 6,— Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911 BERLIN NOVEMBER 1911 NUMMER 87

Vom Gehen, Stehen, Sitzen, Liegen, Schlafen, Essen, Trinken

Von Adolf Loos

Dem Menschen, der die heutige Kultur besitzt, gefallen Gebrauchsgegenstände aus Glas, Porzellan, Majolika und Steingut am Besten, wenn sie undekoriert sind. Aus dem Trinkglas will ich trinken. Ob Wasser oder Wein, Bier oder Schnaps: das Glas sei so beschaffen, daß mir das Getränk am Besten schmeckt. Das ist die Hauptsache. Und aus diesem Grunde opfere ich gern alle altdeutschen Sprüche oder sezessionistischen Ornamente. Wohl gibt es Mittel, das Glas so zu behandeln, daß die Farbe des Getränks erhöht, verschönert wird. Das selbe Wasser kann in einem Glase schal und matt, in einem andern frisch wie aus der Bergquelle aussehen. Das kann man durch gutes Material und durch den Schliff erreichen. Beim Gläserkaufen läßt man sich daher die vorgelegten Gläser mit Wasser füllen und wählt nun das beste aus. Dann bleiben die Gläser, die so dekoriert sind, als schwämmen grüne Blutegel drin herum, unverkauft.

Aber das Getränk soll nicht nur gut aussehen: es soll auch gut getrunken werden. Die Gläser, die in den letzten drei Jahrhunderten angefertigt wurden, erfüllen diese Forderungen fast immer. Unserer Zeit — nein, ich will unsere Zeit nicht schmähen —: unseren Künstlern war es vorbehalten, außer unappetitlichem Dekor auch noch Glasformen zu erfinden, aus denen man nicht trinken kann. Es gibt Wassergläser, aus denen einem das Wasser rechts und links bei den Mundwinkeln herausrinnt. Es gibt Liqueurgläser, die nur zur Hälfte geleert werden können. (Für Liqueurgläser haben die schnapskundigen Holländer eine klassische Form gefunden: eine Windenblütenform. Da kann der schwerflüssige Liqueur leichter herausfließen. Es war daher selbstverständlich, daß die Wiener Sezession das umgekehrte Prinzip für Liqueurgläser beschloß: die Mandarinenform. Nur Schlangenmenschen, die sich so weit zurückbeugen können, daß sie mit dem Kopf die Erde berühren, können ein solches Glas leeren.) Bei neuen Formen sei man daher vorsichtig und wähle lieber die alten.

Genau so ist es beim Teller. Wir fühlen feiner als die Menschen der Renaissance, die noch ihr Fleisch auf mythologischen Darstellungen schneiden konnten. Wir fühlen auch feiner als die Menschen des Rokoko, die sich nichts daraus machten, wenn die Suppe durch das blaue Zwiebelmuster eine unappetitliche, grüngraue Farbe bekam. Wir essen am liebsten von weißem Grunde. Die Künstler denken darüber anders.

*

Die Objekte der Keramik dienen nicht nur zum Kochen, Essen und Trinken. Das Glas dient uns als Fensterscheibe, Tonwaren als Fliesen, Wand und Tischplattenverkleidung, als Ofen oder Kamin, als Blumenvase oder Schirmständer. Und endlich kann sich der Künstler des Tones bedienen, um ihn zu formen, zu glasieren und zu brennen, weil er den Drang in sich fühlt, Menschen und Tiere, Pflanzen und Steine so darzustellen, wie er sie sieht.

Einst saß ich mit einigen „angewandten Künstlern" im Kaffeehause. Man sprach davon, eine keramische Versuchsanstalt in der Kunstgewerbeschule zu gründen. Ich war gegen alles, was die Herren vorbrachten, und alle waren gegen mich. Ich vertrat den Standpunkt des Meisters, des einfachen Arbeiters. Und sie vertraten den Standpunkt des Künstlers.

Jemand hatte eine wunderbare rote Blüte mit samtenen Blättern mitgebracht. Die stand in einem Wasserglas auf dem Tisch. Und einer sagte: Sehen Sie, Herr Loos, Sie verlangen nur, daß man Töpfe macht. Wir aber wollen versuchen, eine Glasur zu erzeugen, die dieselbe Farbe hat wie diese Blume hier. Man war Feuer und Flamme für diese Idee. Ja, alle Blüten der Welt sollten ihre Farbe für neue Glasuren hergeben. Man sprach und sprach . . .

Nun hat mich aber die Natur mit einer kostbaren Gabe beschenkt. Sie hat mich schwerhörig gemacht. Und so kann ich denn unter laut streitenden und debattierenden Menschen sitzen, ohne verurteilt zu sein, das Blech zu hören. Dann hänge ich meinen Gedanken nach. Damals fiel mir mein Meister ein. Kein Künstler. Ein Arbeiter. Blumen sieht er nicht. Er liebt sie auch nicht. Er kennt ihre Farben nicht. Aber seine Seele ist von Farben erfüllt, die sich nur in Glasur auf Ton darstellen ließen. Ich sehe den Meister vor mir. Er sitzt vor dem Brennofen und wartet. Farben hat er geträumt, die der Schöpfer zu träumen vergessen hat. Keine Blume, keine Perle, kein Erz hat eine ähnliche Farbe. Und die sollen nun Wirklichkeit werden, sollen funkeln und strahlen, die Menschen mit Lust oder Melancholie erfüllen.

Das Feuer brennt. Brennt es für mich, oder brennt es gegen mich? Gibt es meinen Träumen feste Formen oder frißt es meine Träume auf? Ich kenne Jahrtausende von Werkstatt-Traditionen. Was irgend dem Töpfer frommt: ich weiß es, ich habe es angewandt. Aber wir sind noch nicht am Ende. Der Geist der Materie ist noch nicht überwunden.

Möge er es nie werden. Mögen die Geheimnisse immer für uns Mysterien bleiben. Sonst säße nicht der Meister in qualvollem Glück vor dem Brennofen, harrend, hoffend, träumend von neuen Farben und Tönen, die Gott in seiner Weisheit zu erschaffen vergaß, um den Menschen an der herrlichen Lust des Schöpfers teilnehmen zu lassen.

„Also, was meinen Sie dazu, Herr Loos?" fragte der eine.

Ich meinte nichts.

Unsere Künstler sitzen am Reißbrett und machen Entwürfe für die Keramik. Sie teilen sich in zwei Lager. Die einen entwerfen in allen Stilarten, die anderen nur „modern". Beide Lager verachten einander gründlich. Aber auch die modernen Künstler haben sich gespalten. Die einen verlangen, daß das Ornament der Natur entnommen werde, die anderen, daß das Ornament nur der Phantasie entspringe. Aber alle drei verachten den Meister. Warum? Weil er nicht zeichnen kann. Das schadet dem Meister aber nicht. Kacheln, die Bigot in Paris vor zehn Jahren geschaffen hat, haben noch nichts von ihrem Zauber eingebüßt. Aber die Muster, die die Künstler vor fünf Jahren auf den Markt brachten, bereiten selbst ihnen heute schon Nervenschmerzen. Das gilt natürlich von allen Entwürfen dieser Richtung.

Wer keramische Produkte kauft, möge sich das stets vor Augen halten. Man gibt doch nicht sein Geld aus, um sich in drei Jahren darüber zu ärgern. Gegenstände, die das meisterliche, schöpferische Gepränge tragen, werden ihren Wert stets behalten. Gegenstände, die mit sezessionistischem Ornament versehen sind, sollen, wenn sie auch gefallen, zurückgewiesen werden. Sie gefallen, nicht, weil sie schön sind oder unserem Empfinden entsprechen, sondern, weil man versucht hat, uns diese Richtung aufzudrängen. Man verlasse sich auf sein Empfinden, das man besaß, bevor Hermann Bahr über diese Dinge schrieb.

Reißbrett und Brennofen! Eine Welt scheidet sie. Hier die Exaktheit des Zirkelschlages, dort die Unbestimmtheit des Zufalles, des Feuers, der Menschträume und das Mysterium des Werdens.

*

Ich schreibe nur für Menschen, die modernes Empfinden besitzen, die der Weltordnung dank-

bar sind, daß sie heute und nicht in früheren Jahrhunderten zu leben haben. Für Menschen, die sich in Sehnsucht nach der Renaissance oder nach dem Rokoko verzehren, schreibe ich nicht. Es gibt solche Menschen. Sie weisen immer auf die vergangenen Jahrhunderte, in denen Maler und Bildhauer Entwürfe für den Handwerker geliefert haben. Sie weisen auf die Renaissance, in der die Menschen aus Krügen tranken, in die eine ganze Amazonenschlacht modelliert oder geschnitten war. Sie weisen auf Salzfässer, die wie ein Schiff aussahen, das von Tritonen gehalten und wo das Ruder als Salzlöffel verwendet wurde. Unmoderne Menschen. Und sie liefern Entwürfe für das Handwerk. Oder sie modellieren, wenn sie zufällig von ihren Eltern auf die Bildhauerschule geschickt wurden, gleich alles selber.

Wollt Ihr einen Spiegel? Hier ist er: ein nacktes Frauenzimmer hält ihn. Wollt Ihr ein Tintenfaß? Hier ist es: Najaden baden um zwei Felsenriffe. In einem ist Tinte, in dem andern Streusand. Wollt Ihr eine Aschenschale? Hier ist sie: eine Serpentintänzerin liegt vor euch ausgebreitet und an ihrer Nasenspitze könnt Ihr euch die Zigarrenasche abstreifen.

Ich fand das nicht gut. Und da sagten die Künstler: Seht, er ist ein Feind der Kunst. Aber nicht, weil ich ein Feind der Kunst bin, fand ich es nicht gut, sondern, weil ich die Kunst gegen ihre Bedränger in Schutz nehmen wollte. Man hat mich aufgefordert, in der Wiener Sezession auszustellen. Ich werde es tun, wenn die Händler aus dem Tempel vertrieben sind. Händler? Nein, Die Prostituierer der Kunst.

Wendet euch von den Propheten der Renaissance. Liebt Eure modernen Gegenstände. Seht den herrlichen Spiegel! Konnte die Renaissance ein Glas hervorbringen, das ein weißes Taschentuch mit derselben Reinheit und Frische reflektiert? Seht das herrliche Tintenfaß! Wie der große geschliffene Kristallglaswürfel funkelt und gleißt. Es kann nicht umfallen; es kann nicht. So schwer, so fest steht es auf dem Tisch. Wie sicher man sich fühlt! Es kann nicht umfallen. Seht die herrliche Aschenschale! Eine große Glasschale, mit Silber montiert. Wasser ist darin, um die glühenden Zigarrenreste sofort auszulöschen. Die silberne Montierung hat Einbuchtungen, in die man die brennende Zigarre legen kann. Hat die Renaissance so herrliche Dinge aufzuweisen? Freut Euch, freut Euch, Ihr Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts!

*

In den Auslagen sieht man Tiere aus weißem Porzellan. Gelbe oder blaue Flecke unter der Glasur geben ihnen einen charakteristischen „Chic". Sie sind hübsch, diese Kopenhagener Arbeiten. Die eingerollte Katze. Oder die beiden Hündchen, die sich an einander drücken. Mir gefallen sie ungemein — in den Auslagen. Denn — wie merkwürdig! — ich wäre in Verlegenheit, wenn mir eins davon geschenkt würde. Ich würde es in meiner Wohnung nicht zur Schau stellen. Gewiß: die Besucher kommen und sagen: Ah! Kopenhagen! Das macht einem Freude. Wie es einem Freude macht, wenn man eine Zigarre anbietet und den Ruf vernimmt: Bock Imperiales! Zwei Kronen das Stück! Denn diese Freude ist teuer erkauft. Den ganzen Tag muß ich mich von dem Vieh anglotzen lassen. In seiner perfiden, humoristischen Weise. Dazu bin ich nicht immer zu haben. Dafür bin ich nicht immer gestimmt. Indifferente oder große Dinge will ich in meinem Zimmer sehen. Korbfauteuils oder Reproduktionen Klingers. Oder die witzigen Erzeugnisse früherer Jahrhunderte. Vieux Saxe. Die greifen nicht mehr in mein Leben. Die sind durch ein Jahrhundert von mir geschieden.

Die altdeutschen Sprüche an den Wänden sind wir jetzt glücklich los. Aber wenn nun die „angewandten Künstler" kämen und sagten: Schafft moderne Sprüche! Ich sage: Nein, gar keine Sprüche! Mit Witzblättern werde ich mir nicht mein Zimmer austapezieren. Dafür weiß ich mir einen anderen Ort.

Kopenhagen macht auch Blumenvasen. Blumenvasen ist nicht das treffende Wort. Vasen ist vielleicht richtiger gesagt. Denn diese Vasen wirken besser, wenn keine Blumen darin sind. Blumen will ich im Zimmer haben, aber mit den raffinierten Kunsterzeugnissen dieser Richtung können sie nicht konkurrieren. In Bunzlauer Geschirr kommen sie besser zur Geltung. Das fühlt Jeder. Und daher sieht man die Kopenhagener Vasen immer leer.

Ich glaube, die Zeit wäre nun glücklich vorbei, wo sich das Stürmen und Drängen der Menschen in Gebrauchsgegenstände verkroch, die unbenutzbar waren, in Bierkrügel, aus denen man nicht trinken, in Schusterhämmer, mit denen man nicht Stifte einschlagen konnte. Der moderne Mensch hat andere Mittel, seine Ueberschüssigkeiten los zu werden Einmal wachte ich fröhlich auf. Mir hatte geträumt, das ganze Kopenhagener Getier sei toll geworden und müsse dem Kopenhagener Wasenmeister übergeben werden.

Manche Leute sagen mir nach, daß ich Geschmack besitze. Wenn man einmal in diesen Ruf kommt, wird man von den Leuten gern bei ihren Einkäufen mitgenommen. So bat mich eine Dame, mit ihr in die Sezession zu gehen, um ihr beim Einkauf zu helfen. Zimmerschmuck. Geld spielte keine Rolle. Aber groß durfte es nicht sein. Ich riet ihr zu einem kleinen Marmorblock von Rodin. Ein herrliches Antlitz entrang sich mühsam dem Stein. Die Dame besah das Stück von allen Seiten. Sie wurde verlegen. Dann sagte sie: Wozu dient das? Nun war es an mir, verlegen zu werden. Das merkte sie. Und sie sagte: Sehen Sie, Herr Loos! Sie sind immer so gegen Gurschner und die anderen. Aber bei denen weiß ich doch, was sie wollen. Kann ich an diesem Stein Streichhölzer anzünden? Und wenn schon! Wo soll ich sie hinlegen? Kann ich eine Kerze dranstecken? Wo ist die Vorrichtung dafür? Kann ich Asche abstreifen?

Wie sagte ich doch vorhin: Prostituierer der Kunst!

Das Kapitel vom Trinken, der Schluß des Vortrags, den Adolf Loos im Verein für Kunst hielt.

Gegen Karl Scheffler

Von Lothar von Kunowski

Karl Scheffler hat im Novemberheft von „Kunst und Künstler" einen Aufsatz veröffentlicht über meine kunstpädagogischen Bestrebungen, über die Gesamtleistung Gertruds von Kunowski und über die Ausstellung meiner Kunstschule und des staatlichen Zeichenseminars in Düsseldorf.

Das ist keine Kritik. Das ist die Ekstase eines Romanschreibers. Wer dieses Hirngespinst liest, wird niemals glauben, daß Scheffler unsere Ausstellung überhaupt besucht hat. Was deren sechshundert Arbeiten darstellen, erfährt man nicht. Fernstehende müssen mich für einen Verrückten halten, wenn sie diesen Unfug lesen.

Wer ist Karl Scheffler? Der Redakteur von „Kunst und Künstler". Er besitzt also eine Plattform, auf der er jedem, den er nicht mag, mit der Faust ins Gesicht hauen kann. Diesmal wählte er sich für seinen Angriff im besonderen eine Frau. Gertrud von Kunowskis Jugendwerk von zweihundertfünfzig Arbeiten war mit einem Federstrich zu tilgen. Vorsichtigerweise hatte Karl Scheffler schon vorher Doktrinen und Maximen verbreitet, welche aller Welt die Unfähigkeit der Frau zur Kunst plausibel machen sollten. Mit diesem Hirngespinst glaubt dieses Männchen die geduldige Arbeit einer Künstlerin in mehr als zehnjährigem Werk diskreditieren zu können. Er nennt dieses Gesamtwerk „frauenhaft eng".

Wer ist Karl Scheffler? Ein fleißiger Bureauarbeiter, der mit Schriften über moderne Kunst auftrat, als der Hauptsturm längst vorüber war. Geduckt hinte seinem Büchergestell, auf dem gewiß auch meine fünf Bände „Durch Kunst zum Leben" und „Unsere Kunstschule" stehen, überfällt er einen praktischen Lehrmeister, der rund tausend Arbeiten seiner Schule überall in Deutschland ausgestellt hat und seit 1901 an die Spitze der Bewegung für feine Talentpflege trat. Am Ende will dieser kleine Bureaumensch meine Rolle gegenüber der Jugend übernehmen. Er will sie unterrichten, nachdem er meine Geistesrichtung als gefährliche Herrschsucht des Diktators „Gedanke" abgetan hat.

Wie greift Karl Scheffler mich an? Mit den Waffen des Maximendrechslers. Er entwickelt eine Theorie, nach der Männer meiner Art unmöglich Lehrmeister sein können. Dann folgert er aus diesem Prinzip, daß meine Lehren und Unterrichtsleistungen nichts taugen — er, der kleine Bureaumensch, der den Sturm gar nicht kennt, der einem Lehrmeister im Atelier selbst zehn Jahre um die Ohren pfiff, als es galt, junge Leute zu bilden, die Doktrinen hassen und keinem Lehrmeister gestatten zu verknöchern. Er, der Vertreter der Sezessionsakademiker und ihres Schulfiaskos, will mich zum Akademiker stempeln, der ich das ganze Unterrichtsgebiet befruchtet habe.

Ahnungslos, ein Brillenträger, ein Schnupftabaksokrates der Kunst erklärt dieser Feind des Kunstgewerbes, ohne eine Spur von Sachkenntnis, alle Maßnahmen eines praktischen Lehrmeisters in fünfzig Bildergruppen, die Problemstellungen und Lösungen enthalten, an denen kein junger Künstler vorüberkommt, für — Kunstgewerbe! Mit Warnungsschreien will er die in unserer Ausstellung studierende Jugend rasch an diesen Problemen vorüberführen.

Ein Aesthet, der sich an den furchtbarsten Exempeln verfehlter Sezessionsschule und an deren Geschmack berauscht, nicht etwa an der frischen Jugend, deren Arbeiten für die Sezessionsschule gar nicht existieren, stellt sich gespreizt vor mich hin, um mir Vorlesungen über „höheren Geschmack" zu halten.

Auf meine Schulbank! Karl Scheffler! Beginne in meiner Vorbereitungsschule zeichnen zu lernen.

Gedichte

Von Hans Ehrenbaum Degele

Aber vom Baum der Erkenntnis . . .

Voll müder Lässigkeit wie eine Dirne
Enthüllst du langsam deine schlanken Weichen;
Ich aber stütze sehnsuchtsschwer die Stirne,
dem Traum des Ideals mich anzugleichen.

Das also war das schwache Ziel der reichen
Nächte voll Singens zitternder Gestirne!
Ein toter Schimmer alltagsfremder Firne
Lebt mir im Geist noch als Erinnrungszeichen.

Nun wird sich endlos oft das Morgen reihn,
Und immer wieder werd ich dich genießen,
Lächelnd und zitternd immer, ohne Denken.

Und meine Sehnsucht wird nach Sehnsucht schrein,
Du aber wirst mir nie mehr Sehnen schenken,
Und all mein Blühen wird in nichts zerfließen.

Schlaflos

Die Rosen schwammen in dem Blau der Nacht
Wie weißer Vögel wechselnde Gestalt
Und lauschten auf des Brunnens Rauschen, das sich
Ins Dunkle ganz zurückgezogen hatte.
Mit seltner Schärfe aber sah der Mond
Auf das Geflüster des verträumten Laubs
Und gab sein Grausen dem Lied der Blumen bei,
Das heiß und voller Leidenschaften war.

Briefe nach Norwegen

Von Else Lasker-Schüler

Ich war heute als Petz verkleidet im Cafe. Ein Autolenker hatte mir sein Fell geliehen. In dem hinteren Raum saßen die Theaterheimkehrenden, der Doktor Loeb mit seiner jungen Frau Desdemona. Auf ihrem holden Mädchenangesicht spielt schelmische Dämonie. Am Nebentische debattierten die Oberlehrer; bei Professor Cohn würde ich noch heute Latein lernen. In der kleinen Sofaecke aber schlummerte Höxter, er läßt lässig die Fransen über die Augen hängen. Sein antiker Rock zerbröckelt schon, aber grünseidene Strümpfe trägt er in Lackschuhen. Neben ihm saß Frau Spela leise, eine heimliche Schnecke, fein zusammengeballt. Mondscheinfarbene Parkstimmung. Aus dem Zentrum des Cafés lacht Fritz Lederer-Rübezahl mit seiner Frau, die hat einen kühlen, vornehmen Spürsinn und Augentulpen, die blau sind. Und denke, Otto Freundlich aus Paris ist hier wegen der Neuen Sezession, er betrat mit Gangolf zusammen das Café, der kommt immer aus Italien, ob er von Friedenau oder Florenz anlangt. Cajus Majus brummte ich einige Male aus meiner Bärenhaut an. Auch Pechstein mit seinem Indianermädchen sah ich und M. Richter mit seiner Römerin. Und die vielen, die ein- und ausgingen, zuletzt kam unser lieber Direktor Wauer, der erkannte mich in meinem Gezott. Ich schwitzte aber auch eine ganze Wupper.

Internationale Postkarte

Schweigt mir von Rom!

Lieber Herwarth und Kurtchen.

Daniel Jesus, der König von Böhmen, ist hier; ich meine Paul Leppin. Er hat einen neuen Roman gedichtet, er widmet ihn mir; er schrieb es schon von Prag aus: Liebe, liebe, liebe, liebe Tino. O, welch eine liebe Ueberschrift, ein Lied. Ich möchte viele Leute nun so singen lehren.

Sehr edle Gesandte

Ich, die Dichterin von Arabien, Prinzessin von Bagdad, Enkelin des Scheiks, ehemaliger Jussuf von Aegypten, Deuter der Aehren, Kornverweser und Liebling Pharaos, verleihe dem großen Essayisten Rudolf Kurtz den Elephantenorden mit dem Smaragd und die schwarze Krokodilzähnenkette erster Klasse.

Cohn reitet, Oesterheld hat sich eine Frau geheiratet, alles für meine Wupper. Dabei wies Cohn, (Oesterheld hätte gern meine Essays genommen) mein neues Manuskript ab. Er könne sich dafür keinen Apfelschimmel zu dem Rappen kaufen. Ich stand vor seinem Gärtchen wie ein herausgeworfener Handlungsreisender mit der Rolle Muster unterm Arm. „Man soll so einen Kerl lebendig braten, oder das Genick soll er!" — Trotzdem er hübsch ist; jedenfalls sandte ich ihm abends einen Abschiedsvers, daran er sich hoffentlich die Zunge zerriß:

Reiter und Reichsritter,
Bitter riß ich im Gewitter
Im Ginster vor Ihrem Gitter
Mein Manuskript in Splitter.

Brigitte

Heute bekam ich mit der ersten Post einen Brief aus dem Mäuseturm bei Bingen. Dort scheint ein Bewunderer Peter Baums zu wohnen. Aber, daß der Mensch keinen Spaß versteht!! Fragt mich dieser Mäusetürmer an, ob Herr Peter Baum wirklich ein Herumtreiber ist, er könne sich das gar nicht zusammenreimen bei der Großzügigkeit und Großfürstlichkeit seiner Romane und Schloßnovellen. Ich hab ihm seiner verständnisvollen Kritik wegen geantwortet: Mein Herr, es ist mir kein Zweifel, Sie befinden sich in der Mause. Haben Sie denn noch nicht bemerkt, daß meine norwegische Briefschaft ein Massenlustspiel ist — allerdings mit ernsten Ergüssen, die bringt so der Sturm mit sich. Peter Baum hat mich besonders gebeten, die Rolle des Herumtreibers in meinem Werk zu spielen, um ganz unerkannt zu bleiben: Ich selbst, mein Herr, knüpfte ihm ein rotgemustertes Taschentuch um den Hals und steckte ihm eine Schnapspulle in die zerschlissene Manteltasche. Im wirklichen Leben ist er viel langweiliger, es schmerzt mich, Sie etwa zu enttäuschen, er sitzt nämlich den ganzen Tag oben in seinem Zimmer und a r b e i t e t. Ich verachte das an ihm, auch seine Genügsamkeit, aber er ist ein lieber, lieber, lieber, lieber Mensch, auch seine Mama; nur der Johannes, sein Kuseng, spielt den Baron auf meiner Drehbühne und ist von Beruf: Hundefänger.

Hurrah, lieber Herwarth, liebes Kurtchen!!! Hurrah!

Meine Zwillingskusinen-Theresen, Therese Tiergarten, Therese Mattäikirchplatz schenken mir zu Weihnachten einen Pelzmantel. Mein heißester Wunsch. Im Sommer werde ich ihn versetzen, schon der Hugemotten wegen.

Jakob van Hoddis der Rabe, ist mit einer Puppe durchgebrannt. Immer saß er schon im Sommer auf dem Sims vor dem Schaufenster bei Friedländer in der Potsdamerstraße 21, und schmachtete zwischen turmhohen Hüten und Rosenkapotten das süße Marquisechen an in den Pfauenpantöffelchen. Eine Seele, die für sechzig Mark zu kaufen war.

Herwarth, ich glaube, daß ich dir keinen Brief mehr schreiben kann. Als ich heute draußen vor dem Café saß, überfiel mich ein wildfremdes Individuum im drohenden Mantel, ganz dicht kam es an mich heran, beinah rannte es die Stühle um an meinem Tisch vor Schwung. Ich hörte den Mann atmen wie Karl von Moor: ich sei eine bodenlose Schwindlerin, ich berichte über mich historisch falsch, ich treibe Blasphemie mit meinem Herzen — denn unter den vielen, vielen Liebesbriefen im Sturm verbärge ich nur den Ungeschriebenen. Ich war zu gerecht, den Mann von meinem Tisch zu weisen, ich ließ ihm sogar eine Zitronenlimonade kommen und legte ihm sogar von der Platte eine Schillerlocke auf den Teller. Er beruhigte sich, aber ich nicht, das kannst Du mir glauben, Du und Kurtchen, Ihr beiden kühlen Skageraktencharaktere. Ich hasse Dich plötzlich, lieber, guter Herwarth, und Dich, Kurtchen auch und die vielen Leute im Café und die vielen lieb- und hassenswerten Menschen in der Welt! Steht Ihr nicht alle wie eine lebende Mauer zwischen ihm und mir. Und den wildfremden Räuber haßte ich auch, dem ich meinen „ungeschriebenen" Liebesbrief diktierte, bis er unter seiner bebenden Hand versengte.

Der Vagabund

Von Otto Rung

Fortsetzung

Als Klerker ins Zimmer zurückkehrte, war der Teetisch gedeckt und der Vagabund stand in der offenen Tür. Die Mütze, vom Regen ganz steif, saß auf dem einen Ohr. Seine muffigen Kleider verbreiteten einen üblen Dunst; doch Klerker entsann sich, daß die Unlust der Sinne nur eine Illusion ist. Es fiel ihm ein, daß er seinen Gast nach seinem Namen fragen könne. Und er erfuhr, daß der Mann Jan hieß. Einen anderen Bescheid verlangte und erhielt er nicht. Die Geschichte dieses Menschen war unwesentlich wie alles, was über den Augenblick hinausgeht, von Mann zu Mann unwesentlich ist.

„Setzen Sie sich und essen Sie." Er hielt es für richtig, das dieser fremde Wanderer aß, während noch eine sichere Möglichkeit zu essen für ihn bestand.

Jan setzte sich nicht, er nahm sein Butterbrot und seine Tasse in die Hand und blieb stehen. Mit schrägem Blick betrachtete er seinen Wirt: prüfend, mißtrauisch und begehrlich.

Am nächsten Nachmittag besuchte Klerker den Schwager, der soeben vom Kontor nach Hause gekommen war und dem seine Frau schon Bericht erstattet hatte. Der Schwager war mehr beunruhigt als erstaunt, da das, was sein Fassungsvermögen überstieg, ihn nicht in Erstaunen versetzte: „Lieber Klerker, was höre ich? Die kleine Therese hat ihrer Mutter erzählt, daß sich ein fremder Mann bei dir einlogiert hat und nicht wieder weggehen will."

„Das stimmt," sagte Klerker und setzte sich auf das Sofa. „Aber ich weiß nicht, ob er wieder weggehen will oder nicht; denn ich habe ihn nicht gefragt. Ich gewährte ihm gestern nachts Unterkunft. Im Laufe des gestrigen Vormittags hat er einen längeren Spaziergang gemacht, ohne mir zu sagen, wohin er ging. Ich hatte ihn beinahe vergessen. Aber als ich heute morgens wach wurde und in den Garten ging, um meine Kletterrosen zu beschneiden, sah ich durch das Fenster an dem nördlichen Giebel, daß der fremde Mann wieder auf dem Rücken auf dem Sofa lag, mit allen Kleidern angetan, sogar mit Stiefeln. Ich hatte ihm gestern ein Paar neue Schuhe gegeben, aber er trug noch seine alten durchlöcherten Schnürstiefel an den Füßen und muß die meinen wohl versilbert haben. Das ist der ganze Zusammenhang, lieber Schwager."

„Aber das ist ja eine schreckliche Geschichte! Und wo ist er jetzt?"

„Jetzt sitzt er im Garten auf einer Bank," erzählte Klerker und kraute sich hinterm Ohr. „Er sitzt ganz brav da und tut nichts. Seit heute morgens habe ich nicht mit ihm gesprochen. Da sagte ich zu ihm: ‚Hören Sie mal, ich möchte Ihnen gern helfen. Und ich kann Ihnen ganz sicher im Laufe von einem oder zwei oder vielleicht auch drei Tagen etwas Arbeit verschaffen.' Das sagte ich ihm ohne die geringste bewußte Nebenabsicht. Aber er drehte den Kopf herum und sah mich durchbohrend an. Und dann sagte er: ‚Arbeit? Warum sollte ich denn arbeiten! Sie — Sie selbst arbeiten ja auch nicht . . .' Ja, das sagte er."

Der Schwager zog die Augenbrauen unwillig in die Höhe: „Das ist ein starkes Stück! Und was hast du ihm darauf geantwortet?"

Klerker seufzte: „Ich habe nichts geantwortet. Was sollte ich denn sagen? Es war ja wahr! Ich habe mich während der letzten zwei Jahre nur mit recht angenehmen Dingen beschäftigt!"

Der Schwager schüttelte den Kopf. Er verstand diesen Gedankengang nicht, hielt aber Klerker nach wie vor für einen belesenen, klugen Mann und ausgezeichneten Denker, der mit seiner Haltung also im Rechte sein mußte. Auf die Instinkte des Schwagers übten diese Erwägungen jedoch

keinen Einfluß aus, und sein ausbrechender Zorn wuchs immer mehr. Er ging im Zimmer auf und ab und stieß die kräftigsten Worte aus, deren er überhaupt fähig war: „Das ist ja zu toll! Das ist ja zu toll!"

Klerkers Schwester, die den Tisch deckte, sagte nichts, sondern betrachtete den Bruder nur mit ihren kalten, ruhigen Augen. Therese, die draußen auf dem Wege Seil sprang, kam von Zeit zu Zeit herbei und schaute neugierig durch das offene Fenster.

Als Klerker seine Gartenpforte erreichte, stand dort der patrouillierende Schutzmann und spähte zu den Fenstern des Hauses hinauf. Der Schutzmann griff an den Helm: „Entschuldigen Sie, Herr Klerker, wir haben auf der Wache erfahren, daß Sie sich Jan Eriksens ein bißchen angenommen haben. Aber nun ist die Sache die, daß wir sehr gern ein Wörtchen mit Herrn Eriksen reden möchten."

„Ja, können Sie denn das nicht?"

Der Schutzmann grinste freundschaftlich: „Sehen Sie, wir haben nicht das Recht, in ein Privathaus einzudringen. Jan Eriksen wollte mir übrigens auch nicht öffnen, als ich ihn vorhin durch das Fenster anrief. Dort hinter der Verandatür können Sie gerade auf seinen Scheitel sehen. Aber seien Sie doch so freundlich, ihn zu uns herauszulassen."

„Was hat Jan Eriksen getan, Herr Jessen?"

„Getan? Er hat gar nichts getan. Aber er hat keine Arbeit. Er hat soeben erst zwei Monate verbüßt, und jetzt hat er sich gewiß wieder aufs Fechten verlegt."

„Ich kann Herrn Eriksen unter keinen Umständen zu Ihnen hinauslassen, Herr Jessen, erklärte Klerker. „Unter keinen Umständen! Ich habe gar keine Möglichkeit und auch kein Recht, ihn irgendwie zu beeinflussen. Aber ich werde ihm gern sagen, daß Sie hier draußen stehen und auf ihn warten."

Sie selbst werden am meisten Unannehmlichkeiten davon haben," meinte der Schutzmann. „Solange er sich in Ihrer Villa aufhält, können wir ihn natürlich nicht anrühren. Aber Sie sollten ein bißchen aufpassen, daß er Ihnen und Ihrem Eigentum nicht zu nahe kommt. Ich werde dem Leutnant Meldung machen." Damit grüßte der Schutzmann und entfernte sich.

Als Klerker die Haustür aufschloß, sah er Jan im Entree stehen; er hielt einen großen Knüppel in der Hand, doch das lange, schwächliche Knabengesicht war ganz blaß.

„Schutzmann Jessen," sagte Klerker, „hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß er draußen auf dem Weg auf Sie warte. Er kann nämlich ohne meine Erlaubnis nicht ins Haus kommen. Und ich konnte mich natürlich nicht darauf einlassen, ihn mit ins Haus zu nehmen. Aber wenn Sie zu ihm gehen, dann kommen Sie auf die Wache."

Klerker trat ins Zimmer, während Eriksen im Entree stehen blieb; nach einer Weile hörte Klerker ihn jedoch durch den Korridor in die kleine Nebenkammer gehen.

Fortsetzung folgt

Mit Mutter

Von Grete Tichauer

So saß sie da: die Schultern ganz eingezogen, mit der einen Hand auf dem nackten Schenkel und der andern am Knie. Die Füße dicht aneinandergeschmiegt so daß der eine den andern trat. Und die unreifen Brüste wurden von den dünnen Oberarmen fast bedeckt. Auf dem Bettrand saß sie da des Nachts und dachte und sehnte sich. Schließlich hatte sie ganz vergessen, daß die ja nebenan schlief, deretwegen sie hier so saß ohne Nachthemd auf dem Bettrand und dachte. Die Mutter. Nein, sie dachte gar nicht mehr an s i e. Nun war doch alles andere so gleichgültig; es hatte eigentlich gar nichts mehr mit ihr zu tun; nun fühlte sie nur noch diese Sehnsucht, als hätte nur dieses endlose Sehnen sie beherrscht, wie sie aufwachte, dieses heiße Gefühl, das immer stärker wurde. Erst hatte sie gedacht, daß es von dem Zank heute abend mit Mutter kam, und hatte versucht, um davon abzukommen, sich alles mögliche Andere vorzustellen. Aber wie sie an die Straßen und Schaufenster oder an die Bilder aus den großen Mappen im Salon dachte, wurde sie immer heißer, und so hatte sie es schließlich nicht mehr ausgehalten und vorsichtig, ganz leise, daß Vater und Mutter nebenan nichts hörten, erst einen Aermel und dann das ganze Nachthemd abgestreift und nackt im Bett gelegen. Und nun saß sie schon eine Ewigkeit so auf dem Bettrand. Sie hatte keinen Augenblick geweint wie sonst, wenn mit Mutter etwas vorkam. Sie brauchte auch nicht wie sonst, wenn sie so von Zorn und Scham gepackt war, leise vor sich hinzusprechen mit Schimpfworten, die sie im Grunde gar nicht verstand, ihr Körper zitterte nicht vor Ekel, und sie spuckte nicht auf die Erde wie sonst. Was sie fühlte, war, daß alles in ihr sich sehnte, sich sehnte und sagte: Mutter. Du. Mutter.

So mußte es sein. Sicher. Nun wußte sie es. Und nun sollte eine ganz, ganz neue Zeit kommen.

Das war ihre Mutter, die da lag auf dem Kirchhof. Diese Frau nebenan, diese robuste Frau, bei der alles breit und hart war, mit dem strähnigen Haar, hatte gar nichts mit ihr zu tun. Und Vater hatte sie verraten. Richtig verraten. Warum mußte sie „Mutter" sagen zu der Frau mit den kurznägligen Händen — all dies hatte sie vorher nie zu denken gewagt, denn sie hatte nie etwas anderes sagen hören, als das die Frau ihre Mutter sei. Ihr ganzes Leben lang wurde ihr das vorgeredet. Alle hatten es gesagt. „Denk doch, es ist ja deine Mutter." Und sie konnte sich auch nicht erinnern, je eine andere um sich gesehen zu haben. Aber eins wußte sie genau: daß die Frau ihr stets wie eine Fremde vorgekommen war. Als ob sie beide nichts gemeinsam hätten. Dann fingen die Jahre an, wo die Frau ihr so merklich weh tat, mit allem, allem, wenn sie aß, mit jeder Bewegung, wenn sie ins Zimmer kam des Morgens, sie zu streicheln und zu wecken, wenn sie sich des Abends auszog. Denn oft hatte sie sich an die Tür gestellt und durchs Schlüsselloch gesehen, immer wieder die Qual dieser Bewegungen erduldet; wie sie im Unterrock aussah, und daß sie die Strümpfe bis zuletzt anbehielt. Oft hatte sie so an der Tür gestanden, war nicht eingeschlafen, wenn sie ins Bett ging, um zu warten, bis die nebenan so weit war. Und jedesmal dieselbe Qual. Dann war sie stets unglücklich ins Bett gekrochen und hatte sich geschämt und geweint, und in ihren Ohren klangen deutlich die Worte der andern: „Denk doch, es ist ja deine Mutter." „Mutter." Schließlich hatte die Mutter ja so viel für sie durchgemacht, und alles von ihrem Körper hatte einst ihr gehört. Daß sie einmal so in ihrer Gewalt war, richtig gefangen von ihr.

Nun wußte sie es.

Manchmal hatte sie schon der Gedanke gestreift, daß sie vielleicht gar nicht das Kind dieser Frau war. Dunkle Erinnerungen, sonderbare Blicke und Zärtlichkeiten von Vater, und dann dieses Fremdsein, dieses gänzliche Nicht-Zusammengehören, dieser Ekel.

Nun wußte sie es. Alles stimmte und löste sich auf. Heute nachmittag hatte sie es entdeckt.

Ihre Mutter, die lag auf dem Kirchhof. Als sie ganz klein war, mußte die Mutter gestorben sein. Nun kamen plötzlich längst verschwundene Bilder hervor und alles wurde klar für sie, sicher und gewiß . . .

Daß sie eben denselben Namen hatte wie sie! Sie mußte es sein, es stimmte alles!

Die andere Frau und die Qual, mit der sie ständig gelebt hatte, der Schmerz, weil alles, was die Frau anfaßte und begann, weh tat, war zum ersten Mal ganz vergessen.

Du. Du. Mutter. Du liegst da unten . . . . Daß ich eine wirkliche Mutter habe. Daß sie mich einmal getragen hat. — Ihre Hände strichen an dem Leib entlang, den sie nun plötzlich lieb hatte. Auf den sie nun stolz war, und unter dem sie nun nie mehr leiden wollte, wie früher . . . Ach, früher. Du Mutter, das ist alles von dir . . . Und in die Höhlen unter den magern Schulterbeinen legte sie die dünnen Finger und sehnte sich.

*

Mutter Du. Liebe Mutter.

*

Im Nebenzimmer wurde Licht gemacht. Man dachte, daß das Kind wieder phantasierte.

„Was ist?

Was? Du sitzst nackt da? Was soll das wieder sein —?

*

„So, nun schlaf schön und sei vernünftig. Gute Nacht!"

Nur schnell zum Waschtisch, um den Kuß abzuwaschen, abzureiben, den sie auf die Stirn bekommen hatte.

*

Süße Mutter, nun trage ich dich in mir; ich bin so ganz, ganz von Dir. Und wenn ich jetzt nicht mit dir sprechen kann, dann denke ich mit Dir, Mutter.

Und ihr schlanker, magerer Mädchenleib zitterte vor Sehnsucht, und in dem gereizten Hirn krochen Vorstellungen über halbwache Gedanken, und ihre Sehnsucht färbte die unerkennbaren Traumbilder und gab ihnen Töne, und deutlich klang unter all dem Gewirr nur das Wort „da unten" hervor.

Als sie am nächsten Morgen geweckt wurde, lag sie mit dem Oberkörper weit über dem Bett hinaus, und es war, als ob ihre Finger sich in den Fußboden graben wollten.

* * *

Der Sanitätsrat meinte, daß diese Sache bei so großen, magern Kindern in dem Alter häufig vorkomme, das von gestern sei allerdings äußerst bedenklich. Aber mit einer strengeren Maßregel solle man vielleicht lieber noch warten; vorläufig genüge das, was er auf dem Rezept aufschreibe.

* * *

Sie wußte es jetzt sicher. Gefragt hatte sie keinen. Sie wollte ein paar Mal versuchen, durch Andeutungen Vater verlegen zu machen. Sie schämte sich immer zu sehr, und es war ihr auch ganz unmöglich, ein Wort von all dem laut auszusprechen. Wenn sie es sich ganz fest vorgenommen hatte, es doch zu tun, mußte sie es im nächsten Augenblick aufgeben und tat, als ob sie gar nichts besonderes vorgehabt hätte. Genau so wie früher. Auch zu der Frau. Sie hatte jetzt ihr eigenes Reich. Das war ihr Leben dort, und hier zu Hause spielte sie nur.

So oft sie konnte, ging sie zum Kirchhof.

Zuerst hatte sie es nicht gewagt. Zuerst stand sie nur am Grab und redete mit ihr.

Doch einmal, als kein Mensch zu sehen war auf dem ganzen Kirchhof, hatte sie den Erdboden gestreichelt.

Sie hatte solche Sehnsucht nach eine Kuß, nur einen einzigen — aber ihr Mund war so unrein: die Frau zu Haus küßte ihn jeden Tag, sie träumte von einer Heiligung des Mundes wie die des Propheten Jesaias. Das einzige, was in letzter Zeit



Otto Moeller / Am Nachmittag / Holzschnitt

all dem, was sie im wirklichen Leben gehört
e, Eindruck auf sie machte.

Doch ein nächstes Mal konnte sie es nicht
ar aushalten; einen Augenblick lang blieb die
innung, das Gefühl der Unreinheit, die Erinne-
g an die Frau zu Hause, alles, alles fort, nur
Sehnsucht nach der Mutter beherrschte sie
ufhaltbar und füllte sie ganz aus, bewegte
en Nerv Sie mußte etwas von ihr haben, und
legte sie ihren Kopf tief in die Levkojen.

*

Dann pflückte sie eine Handvoll Blumen ab,
steckte sie unter dem Kleid und rannte nach
us.

*

Beim Abendbrot war sie genau wie sonst.
enso blaß und sommersprossig wie gewöhnlich
sie bei Tisch, sah auf ihren Teller wie immer
d aß schnell und ohne hochzublicken. „Warum
bloß stets so verbissen ist," dachte der Vater.
ls ob sie ständig ein schlechtes Gewissen hat."
d als sie ins Bett geschickt war, unterhielt man
h darüber, ob es nicht vielleicht das beste wäre,
in eine Anstalt oder ein Sanatorium für wil-
sschwache Kinder zu schicken. Der Arzt hätte
ch einmal davon gesprochen.

Derweile lag sie in ihrem Bett und legte die
hlen Blumen auf ihren Körper, der eiskalt war
r Wonne und Sehnsucht. Was sie jetzt spürte,
Wärme, die von den Blumen auf ihren Körper
gsam überging, war nichts anderes als sie, die
zt bei ihr lag, ganz körperlich bei ihr und sie
rührte und streichelte. Und sie legte die weißen,
eichen, zarten Blumen auf den Hals und den
icken und auf beide Brüste. Alles sollte Anteil
ben an ihr.

* * *

Jede Nacht war Mutter jetzt bei ihr.

Am Morgen legte sie die welken Blumen in ein Kommodenfach, das sie ausgeräumt hatte, und in dem sie nun tote Blumen aufhäufte. Jede war ihr eine ganze Nacht von Liebe und Seligkeit und ein Stück Mensch, der lebte und ihr, ihr gehörte.

Als die Levkojen verblüht waren, fand sie eines Nachmittags Astern auf das Grab gepflanzt, dunkellila und weiße Astern. Dicht und voll, ebenso wie vorher die Levkojen. Da konnte keiner merken, daß sie jeden Tag ein paar nahm. Als sie ein Kirchhofsgärtner einmal fragte, warum sie jeden Tag hinkäme, sagte sie, ohne darüber nachdenken zu müssen, ohne je darüber nachgedacht zu haben, daß eine Freundin von ihr gestorben sei, und zu Haus merkte kein Mensch, daß sie jeden Tag zum Kirchhof ging, denn sie schlich sich immer fort, wenn die Frau nach Tisch schlief. Sonst kümmerte sich keiner um sie.

Sie war das glücklichste Menschenkind.

* * *

Eines Abends lag sie im Bett, und Mutter war bei ihr und streichelte sie und faßte sie bei der Hand und erzählte sich mit ihr, und sie küßte Mutter und sagte: „Du sollst nicht von mir fortgehen." Und sie merkte gar nicht, daß die Tür aufging, und die Frau hereinkam.

„Schläfst du schon? Ich wollte nur nach dir sehen. Nein, du mußt aber die Arme auf die Bettdecke tun. — Was, du liegst ohne Nachthemd im Bett? Und Blumen? Was willst du denn damit, du bist wohl ganz verdreht?"

Licht wurde im Zimmer gemacht — es war so schrecklich alles, und es tat ihr so weh. Jedes Wort. Jede Sekunde.

*

Und nachher lag sie auf dem harten Bett — wie sehnte sie sich nach weichen warmen Federn, aber die gab ihr die Frau nicht, trotzdem sie so oft schüchtern gebeten hatte, und trotzdem alle andern warm und weich schliefen. — „Schämst du dich nicht?" hatte die Frau gesagt. Warum sollte sie sich schämen? Weil jemand versucht hatte, in ihr Reich zu sehen. Nur versucht. Und dann war sie so grenzenlos traurig, denn die Frau hatte, als sie hinausging, drei Astern in der Hand mitgenommen, drei süße zerdrückte Astern — — und nun fühlte sie es so, als hätte man Mutter weh getan, und als wäre sie weit von ihr fort.

Die ganze Nacht fror sie und weinte, weinte und fror, und wieder verschlangen sich halbwache Traumbilder zu wüsten unerkennbaren Phantasieen, zu rätselhaften Gebilden wie damals in jener Nacht, als sie Mutter gefunden hatte. In der glücklichen Nacht. Und ebenso wie damals sehnte sie sich unendlich, nur trostlos jetzt: denn sie war es nicht mehr gewöhnt allein in dem kalten, harten Bett zu schlafen, und zum ersten Mal fühlte sie sich unheimlich und fürchtete sich in dem dunklen Zimmer

* * *

Nun sagte der Sanitätsrat auch, daß es höchste Zeit wäre, sie in eine Anstalt zu schicken, wo sie den ganzen Tag unter Aufsicht sei. Energische Güte brauche sie. Mit dem Wecken des Schamgefühls allein wäre es nicht getan. Aber er wollte gleich an den Leiter eines solchen Kindersanatoriums telegraphieren, und dann könnte man sie heute nachmittag vielleicht schon wegbringen.

Warum sie fortgeschickt wurde, darüber dachte sie nicht nach. Sie hatte nur den einen dumpfen Schmerz, daß sie fort sollte.

Und die Frau packte ihre Sachen zusammen und räumte ihr Spind aus. In der Kommode blieben nur alte Spielsachen und Kinderbücher.

Die ganze Zeit wurde sie beobachtet, keinen Augenblick war sie allein. Sie konnte nicht einmal mehr die Lade öffnen und Mutter ansehen. Wenn sie nur noch Abschied nehmen könnte, nur noch einmal den Kopf in die toten Blumen vergraben und den wunderlichen Duft einatmen. Nur einen kurzen Augenblick. Nur noch einmal ein Wort zu Muttchen sagen. Nur „Du“ sagen.

Nun setzte ihr die Frau die Mütze auf und zog ihr die Jacke an. Und dann saß sie im Wagen, der zur Bahn fuhr, ganz stumpf, blaß und abgestorben; sie dachte nichts mehr; vor ihren Augen leuchtete alles rot und dahinter sah sie nur Flecke, von denen sie nicht unterscheiden konnte, ob sie unendlich groß oder winzig, winzig klein waren, und die sich fortwährend drehten und ineinander verschlangen.

* * *

Acht Tage später reisten die Eltern denselben Weg. Am Morgen hatten sie von dem leitenden Arzt des Kindersanatoriums ein Telegramm bekommen, in dem er ihnen mitteilte, daß das vor acht Tagen eingelieferte Kind schwer und hoffnungslos an Gehirnhautentzündung erkrankt sei.

* * *

Auf dem Gang schon hörte man die hohle stöhnende Kinderstimme.

„Süße — süße Mutter — warum bist du gestorben — ich kann — doch nicht — ohne dich leben —“

Vielleicht wäre es besser, wenn die Eltern gar nicht mehr hineingingen. Der Arzt wollte ihnen gern den furchtbaren Anblick ersparen. Es würde sowieso nicht mehr lange dauern. Für eine Frau wäre es fast unmöglich, das Entsetzliche mit anzusehen.

„Mutter — ich sehne mich so — kommst nicht — Mutter —“

*

„Aber hören Sie denn nicht, Herr Doktor, daß ich hineinmuß! Hören Sie nicht, wie das Kind nach mir ruft! Nein, ich muß hinein, es wäre grausam, dem Kind nicht das Letzte zu erleichtern.

Hoffentlich erkennt sie mich noch —“

Lebensfreude

Man wundert sich immer wieder über die Lebensfreude der Einwohner hiesiger Haupt- und Residenzstadt. Sie werden zwar immer „mondainer“ in ihrer Kleidung, immer kunstgewerblicher in ihrem Heim, immer tiefer in ihrer Lektüre. Sie verehren Schönherr, Ernst Hardt und Schnitzler, als ob das gar nichts wäre, sie lassen sich von Bruno Paul einrichten und vergessen nicht, einige Schneeballen aus Seidenpapier zur Abwehr der Fliegen unter ihre elektrischen Kronen zu hängen, und sie lassen sich nach Poiret Kleider machen und vergessen, ihren Körper entsprechend umzuformen. Wenn die Kleider wenigstens Leute machen würden, könnte man heute verhältnismäßig glücklich sein. Aber schöne Kleider, die ihnen nicht sitzen, und schöne Wohnungen, in die sie nicht passen, und schöne Dichter, die sie verstehen, diesen Leuten muß die Metropolrevue durchaus organisch stehen. Das sind Träume, die sie leben. Geist vom Geist der Herren Freund und Holländer, Schultz und Baruch nicht zu vergessen, und Fleisch vom Fleisch der Mädchen, die sie lieben. Herr Schultz liebt das Dicke mit Gardemaß, er steckt es auch durchaus anschaulich in Uniformen aller Waffengattungen, was sich nebenbei noch patriotisch macht. Und das Publikum ist glücklich. Denn, wenn d i e s e Körper Poiretkleider tragen können, bleibt Berlins Frauheit diesem Schneider nicht verloren. Die Schunkelmädchen der Metropolrevue müssen in allen abgetakelten Symbolen schwimmen. Sie rudern mit den Beinen (wegen der Symbolik), die Baruch und Co. nur in den sieben Farben liebt, die es gibt, sie steuern mit den Händen, (wegen der Symbolik), hier liebt Baruch und Co. Naturfarbe, sie quietschen mit dem Kehlkopf, den ihnen ein Gott gab, um uns zu sagen, was wir leiden, und sie klammern sich an die Verse ihres Dichters fest, den ihnen ein Gott gab, um ihnen zu sagen, was ihn erfreut. Spaß muß sein. Auch Bildung. Deshalb sprechen die Damen in jenem angenehmen Schillerpathos, das man nur durch einen regen Besuch des königlichen Schauspielhauses in Berlin erwerben kann. Auch die Solisten besitzen es. Die Herren Baruch & Co. werden außerdem immer poetischer. Früher genügte ihnen eine Farbenorgie, mit allen sieben Farben, die es gibt, jetzt denken sie nicht mehr daran, es unter zwei Farbendichtungen zu machen, mit allen sieben Farben, die es gibt. Man muß das „Palais der Träume“ und den „Farbentraum“ gesehen haben, um zu wissen, was den Herren Baruch & Co. im Schlaf alles einfallen kann. Das muß man wissen. Denn man muß die Metropolrevue gesehen haben. Wenn ihnen schon diese Träume ein Leben sind, so bleibt nicht auszudenken, was das Leben ihnen für Träume geben mag. Aber den Seinen gibt es der Herr Schultz im Schlaf. Fritzy Massary hat diese Bühne verlassen und es bleiben ihr nur noch zwei gute Geister übrig. Josef G i a m p i e t r o und M a d g e L e s s i n g. Zwei wirkliche Künstler. Nur der Charme, die Grazie, und das große Können ihrer Tänze machen den Abend im Metropoltheater möglich. Wenn die Madge Lessing nicht vorhanden wäre, würde man sich in jedem Akt zur Notwehr berechtigt fühlen. Giampietro ist wieder ein Beispiel dafür, daß die Schauspielkunst nichts mit irgendeiner anderen Kunst gemeinsam hat. Wäre dies nicht der Fall, so müßte selbst eine Persönlichkeit wie Giampietro in diesem wüsten Schutt von Dummheit, Albernheit, Geschmacklosigkeit und kitschigster Sentimentalität versinken. E l s e K u p f e r hat viel Temperament, kann gut berlinern und gut Walzer tanzen. Das Publikum ist äußerst verständig. Spricht einer auf der Bühne von Marokko, so ist ihm sofort klar, daß die Marokkoangelegenheit behandelt wird. Spricht jemand von Manuel, so weiß es sofort, daß es sich um den ehemaligen König von Portugal handelt. Kurz, man versteht hier erst, wie einfach es ist, eine Satire zu schreiben: indem man sie einfach nicht schreibt, sondern durch Erwähnung von Tatsachen es dem Publkum überläßt, sich selbst satirisch anzuregen. So wird niemand verletzt. Monarchist und Demokrat, Christ und Jude, arm und reich, jeder wird auf die Façon selig, die den Verfassern versagt blieb. Was der Verstand der Verständigen sieht, braucht nicht erst gestaltet zu werden. Bildung ersetzt jede Kunst. Wozu gestalten, wenn man vor Gebildeten träumt.

Trust

Dresden und Budapest

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hat in Dresden eine Jubelfeier begangen. Sie ist es ja auch, die das Denkvermögen der Masse bis zu jenem Bildungsgrad heben will, der weder warm noch kalt ist, und die den Mann aus dem Volke über Hintertreppen in das Arsenal der „Macht des Wissens“ l o c k t. Ist es auch nur eine magere Kost, die diese Gesellschaft „studierter Herren“ dem bildungshungrigen Volke verabfolgt, so beging sie doch eine Jubelfeier und gab sich selbst ein Festmahl.

Bei ihm wurde ein Hymnus auf Dresden vorgetragen, der den „Altmeister“ der deutschen Familienblattpoeten, Albert Traeger, zum Verfasser hat:

Im alten Lande Sachsen,
Der echten deutschen Mark,
Die schönen Mädchen w a c h s e n,
Und Männer, treu und stark.
Mit reichem Schmuck behangen,
In Schönheit mitten drin,
Thront dort mit sanftem Prangen
Die holde Königin.

Sachsen sollte nicht etwas als Königin feiern, das bedeutend und stolz und von Bestand ist.

Aber Traeger hat eben während der Abfassung des Liedes der Toselli nicht gedacht.

Dresden ist: die holde Königin.

Dresden, du Städteblüte
Im deutschen Vaterland,
Wie auch das Wetter wüte,
Halt wacker immer stand,
Daß nimmerdar erbleiche
Dein frühlingsfrischer Glanz,
Fest um die deutsche Eiche
Schlingt sich dein Rautenkranz!

Dresden ist: die Blüte im Rautenkranz!

* * *

Der „größte Regisseur aller Zeiten“ durcheilt einem f l i e g e n d e n H o l l ä n d e r gleich die halbe Welt. Die Berliner Theaterkritiker werden ganz sentimental darüber. Statt in Berlin zu bleiben, um den verblassenden Glanz des Deutschen Theaters aufzufrischen, treibt er im Herumziehen Handel mit King Edipus Inscenierungen. So war er auch nach Budapest gekommen. Er hat dort mit Eingeborenen seinen Sophokles einstudiert. Aus jenen Tagen erzählt das „Neue Pester Journal“ eine „hübsche Episode“, die sich während und nach der ersten Edipus-Vorstellung zugetragen hat. Mitten im spannendsten Augenblick erhob sich Hundegebell hinter der Szene. Die Leiter der Vorstellung erblaßten vor Schreck und Wut über die Störung der Stimmung, in die das atemlos dasitzende Publikum versetzt wurde. Reinhardt selbst geriet in die höchste Aufregung, und verzweifelt die Hände ringend, stürzte er auf Direktor Beöthy und seinen Regiestab zu mit dem h e r z z e r r e i ß e n d e n Ruf: „Um Gotteswillen, der Hund soll nicht bellen! Der Hund soll nicht bellen! Ratloses Hin- und Herlaufen, aber es nützt nichts. Der Hund, ein riesiger Bullenbeißer des Tierdresseurs Henricksen, bellte in seinem Bretterverschlag unverdrossen drauf los. Endlich hatte Beöthy einen rettenden Gedanken. Er ließ vom Zirkushofe einen jener Stadtwäldchenlungerer holen, die man gemeinhin mit dem Namen „Jaß“ bezeichnet. Dieser erbot sich, den Hund gegen ein Honorar von zwei Kronen zum Schweigen zu bringen.“

Er bekam das Geld und holte aus einem nahen Restaurant für einige Heller Speiseabfälle. Servierte sie dem Stimmungszerreißer und triumphierte. Der Köter hatte das störende Bellen eingestellt. Doch „als das Publikum den Zirkus verließ, befand sich Beöthy im Gewühl der abziehenden Menge, die an dem Gesehenen ihre Kritik übte. Und da hörte er folgende kritische Bemerkung: „Das schönste Regiemoment Reinhardts war doch das kleine Detail, als in der verlassenen, von der Pestfurcht entvölkerten Stadt die herrenlosen Hunde so schauerlich bellten.“

„Doch beim Souper, das nach der denkwürdigen Vorstellung stattfand, erzählte Beöthy das erhorchte Gespräch dem glückselig dasitzenden Reinhardt. Der zog die Stirn in g e d a n k e n v o l l e F u r c h e n und sann einige Augenblicke nach. Dann sprach er mit b l u t i g e m E r n s t zu Beöthy: „Geben Sie dem „Jaß“ morgen wieder zwei Kronen. Aber der Hund soll bellen.“

Ich hätte an Stelle des Jaß den Hund losgelassen, damit er den blutigen Ernst, diese wirklich rotgeschminkte Pose, a u c h z e r r e i ß e.

J. A.

**Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE**

Verlag Der Sturm Halensee / Verantwortlich für die Anzeigen: Edmund Häner

Druck von Carl Hause, Berlin SO. 26 Mariannenplatz 23